

Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]

Autor(en): **Haensel, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 31

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die letzten HUNDE Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 5. Fortsetzung.

Ahmed bestätigte, daß sie nur aus diesem einzigen Grunde das Palais des österreichischen Militärbevollmächtigten mit dem Pera-Hotel vertauscht habe.

Bubenberg war von dem Hundethema gefesselt, nicht von den Schicksalen Marcellas.

„Ich verstehe gar nicht, daß diese Hunde sich ausgerechnet auf der Straße herumtreiben. Warum sind sie nicht in den Häusern und Höfen?“

Ahmed erklärte ihm, daß Hunde das Gebet unrein machen. Da aber in jedem türkischen Hause jeden Tag gebetet wird, sei es unmöglich für einen Türken, einen Hund unter seinem Dache zu dulden. Ebenso unmöglich sei es für ihn, ihn zu töten. Deshalb überläßt er ihn der Straße.

„Und wovon leben die Tiere?“

Marcella erzählte begeistert, daß ihr der Kawaffe im Pera-Hotel kürzlich folgendes gestanden habe: er lege sich nachts ein Stück Brot unter das Kopfkissen. In dieses Brot sickeren im Schlaf alle seine sündigen Gedanken und Träume. Des Sündenbrot bekommen dann die Hunde, die es fressen und sie damit füttern.

Ahmed lächelte überlegen und erklärte dann Bubenberg ernsthaft, daß die Hunde gratis die Straßenreinigung übernommen hätten. Es sei Sitte, den Abfall der Häuser abends auf die Straße zu stellen. Ueber Nacht kämen dann die Hunde. Morgens seien die Steine wieder blank gekehrt.

„Das Spaziergehen muß ja hier lebensgefährlich sein!“

Marcella widersprach. Ihr hätte noch kein Hund etwas getan.

Ahmed zuckte die Achseln. Es sei ganz verschieden. Manchen ließen die Hunde unbehelligt. Dann gäbe es aber auch Pechvögel, die jede Nacht angefallen würden. Warum, wisse nur Gott.

Ihr Weg verlор sich in große Schutthaufen. Eine Straßenseite war eingestürzt, die Häuser der anderen standen zerfallen da, mit leeren Fenstern. Der Abbruch des Quartiers war im Gange, Sparren und Balken sperrten den Weg. Sie überkletterten Schuttwälle und gelangten dann in einen Zypressenhain. Wie gespenstisches Buschwerk standen die Grabsteine unter den hohen Bäumen. Trotzdem war der Weg leichter zu sehen, denn der aufgehende Mond wurde nicht mehr von den Häusern gehemmt.

Ahmed schritt voraus und klopfte mit dem Stock an einen Zypressenstamm. Und nun geschah etwas Ungeheuerliches: in den Gräbern wurde es lebendig. Zwischen den Steinen und aus den offenen Senkungen brachen erschreckte Tiere hervor, Hündinnen, die säugten, alte Greise auf drei Beinen. Es war, als ob die armen Seelen aus den Gräbern aufgeschreckt seien. Bubenberg war derartig aufgewühlt, daß er Marcellas Hand ergriff. Sie ließ sie ihm, machte sie sogar ganz zart und weich, damit er nicht erschrecke und sich schäme. Und als er gar nichts merkte, zog sie sie behutsam zurück.

Das Gräberfeld hörte endlich auf, der Weg führte auf freies Feld. Das Goldene Horn war noch durch eine dunkle Häusermasse verdeckt, aber der gesunde reizende Teergeruch, der von Häfen ausgeht, erquickte die Lungen.

Es war stockfinster, das Auge konnte die Zebrafschatten, die das Mondlicht warf, noch nicht zu Umriffen gestalten.

Geradeaus lockte eine offene Tür, deren Lichtschein auf einen Tisch mit Stühlen fiel. Aus der Kneipe drang Gesang, ein tiefatmiger Tonsaden, fast ohne Rhythmus, mit der Langmut dieser Menschen ausgesponnen.

Sie setzten sich an den Tisch vor der Tür. Ahmed ging hinein und verhandelte mit dem Wirt. Sie bekamen Wassergläser hingestellt, eine Flasche wurde entkorkt. Eine klare Flüssigkeit wurde in die Gläser gegossen, bis sie halb voll waren. Dann wurde eine zweite Flasche aufgezoogen, mit vielen bunten Etiketten. Aus dieser wurde das Glas voll gefüllt. Das Getränk verlор nun seine Durchsichtigkeit, wurde milchig, Anisgeruch stieg auf. Es schmeckte zunächst wie Zahnwasser. Aber wenn man zwei Gläser bezwungen hatte, halfen beim dritten schon die Geister.

Die Flut des Goldenen Horns war unbewegt. Schwarze Schiffe lagen in dem schweren Wasser wie eingeleit. Kein Licht brannte drüben in Stambul. Die Hügel der Stadt lasteten als gezackter, schwarzer Schatten über dem Wasser. Das Auge war mit Nacht erfüllt, aber um so wacher das Ohr. Ueber der dunklen Stadt lag ein Tonneß tausendstimmigen Geheults.

„Ein merkwürdiges Volk!“ rief Marcella. „Sie gehen zu Bett wie bei uns die Hühner. Mit Sonnenuntergang verschwinden sie von den Straßen. Wer nicht schläft, sondern noch Licht haben will, verhängt seine Fenster. Ein Gutes hat es: die Sterne leuchten nirgends so wie hier, weil kein künstliches Licht das Auge verwirrt. Sie liegen eingebettet im samtenen Himmel, Ausdruck, Auge der schweigenden Welt.“

Die Materie schwieg wirklich, bis auf den einen geisternden Ton aus den hunderttausend Hundefehlen.

Auf der Schnitlinie zwischen Stadt und Himmel standen die großen Moscheen, Minarets in Büscheln um sie herum, erstarrte Raketenbüschel gegen den Mond.

„Ich verstehe nicht, daß vor uns im Hafen gar keine Bewegung ist“, bemerkte Bubenberg.

Ahmed erwiderte mit bissigem Lachen: „Das ist der Kriegshafen!“

„Aber sie haben doch Revolution gemacht! Ist denn schon wieder alles eingeschlafen?“

Ahmed schüttelte den Kopf. Was er nun sagte, war nicht mehr Gespräch und Unterhaltung, sondern ein Geständnis, das ihn verzweifelt und traurig machte:

„Der Bann, der auf dieser Stadt liegt, ist scheinbar nicht zu brechen. Vor uns, in diesen toten Wassern, fault die türkische Flotte. Ich glaube, sie ist Jahrzehnte nicht von ihren Ankerketten losgekommen. Die Verschlüsse der Kanonen rosten oben im Jildis-Kiosk. Abdul Hamid hält sie ständig unter Kontrolle. Die Schlachtschiffe sind eigentlich nur noch Muschelbänke. Deren

Schalen bilden um sie einen zweiten Panzer. Aber wer davon ist, wird krank und stirbt. Daher die furchtbaren Epidemien, die unsere Stadt entvölkern."

"Kennen Sie eine andere Weltstadt, in der es Quartiere verlassener Häuser gibt, die man niederreißen muß, wenn sie nicht den Instinkt haben, von selber abzubrennen?"

"Wenn Sie die Hand in dieses verruchte Wasser tauchen, ziehen Sie sie brandig und faulig zurück, ein Schiff, das sich ins Goldene Horn wagt, kommt nie wieder los. Sehen Sie hin! Eine Riesenflotte von sterbenden Schiffen jeder Art und Größe hat sich im Lauf der Jahre in dieser Teufelsfalle gesammelt. Das ganze Tal, bis weit hinauf nach Riathane, ist vergittert mit Masten. Die dunklen Knoten, die Sie da auf den Spissen sehen, sind verblasene Kormorane, die Vögel der Fäulnis. Sie werden gleich ihre trägen Flügel heben und durch den toten Mastenwald dahinstreichen."

Wer Ahmed eigentlich war, wußte Bubenberg bis dahin noch nicht, aber eines war gewiß: dieser Mann hatte eine suggestive Beredsamkeit. Bubenberg hatte vorhin noch gesunden Teegeruch geatmet. Aber jetzt auf einmal saß er in einem Wirbel stickig-fauler Luft, die unsichtbare Flügel um ihn aufwühlten.

Gott sei Dank, Ahmed hatte doch übertrieben!

Auf dem Goldenen Horn löste sich das Schweigen.

Eine Nacht begann durch ihre Schornsteine zu atmen. Das Wasser um sie herum kochte und dampfte. Sie hüllte sich in einen weißen, wolkigen Schleier. Die Unterkette wurde aufgehaspelt, schnaubend glitt sie meermwärts. Die schwarze Brücke öffnete sich. Lichter wachten auf und betupften sie mit bunten Flecken. Sirenen heulten, Wellenkämme falteten den Wasserspiegel.

Marcella begann auf einmal zu zittern, heftete entsetzte Blicke auf den Uferrand. Bubenberg's Augen folgten ihnen. Vom Rai froh es wie eine schwarze Raupe heran. Im Mondlicht war ein über und über mit Schwären bedecktes haarloses Tier zu erkennen. Ein Hund, der sein gelähmtes Hinterteil mit Beinen, schlaff wie Seehundsflößen, mühselig nach sich zog.

Ahmed begann zu fluchen. Er goß ein Glas unverdünnten Raki hinunter, nahm einen von den strohgedeckten Holzschemeln, die um den Tisch standen, und warf ihn nach dem Schreckgespenst. Die Bestie zeigte ihr gelbes Stummelgebiß und verschwand mit einem Aufheulen in der Dunkelheit. Sie hörten, wie das Tier den gelähmten Hinterleib über das Steingeröll nachschleifte.

Marcella legte ihre Hand auf Bubenberg's Arm, der von allen Dreien am meisten erschüttert war:

"Habe ich nicht recht, über sie zu schreiben, über die letzten Hunde Dschingis Khans?"

Sie konnte nicht ahnen, was sie mit diesen Worten in Bubenberg weckte. Bubenberg packte sie an beiden Schultern, wagte sie zu schütteln, als ob sie irgendein Junge sei, nicht Marcella Slaty, die er eben erst kennen gelernt hatte. Ahmed hätte ihm wirklich gegönnt, daß er sie von Herzen schüttelte, aber noch nicht gleich jetzt, in seiner Gegenwart. Er löste also die Beiden auseinander und frug verbindlich, was Bubenberg gegen die Hypothese Marcellas einzuwenden habe.

Marcella empörte sich: "Es ist keine Hypothese. Ich kann beweisen! Wissen Sie, Herr von Bubenberg, daß den Heeren des großen Dschingis Khan auf seinen Raubzügen Schwärme von Wolfshunden gefolgt sind? Bestien, die alles fraßen, was die Mordschar tot oder halb lebendig zurückließ?"

Bubenberg begleitete jedes ihrer Worte mit einem schweren, ungebildigen Kopfnicken: "Ich weiß es, glauben Sie mir bitte, daß ich es ganz genau weiß!"

"Um so besser", erwiderte Marcella, "die meisten wissen es eben nicht. Aber ich habe erst entdeckt, daß Dschingis Khan diese turanischen Steppenhunde nach Samarkand und in die anderen persischen Städte mitgebracht hat. Von dort haben sie die Türken, als sie schließlich seiner Nachfolger Herr wurden, mit hierher genommen. Mit diesen Hunden durchschwammen sie

den Bosphorus. Die Urenkel dieser Hunde, nach zahllosen Generationen, letzte Nachfahren der Nasvertilger Dschingis Khans, sind diese da, die Straßenhunde Stambuls."

Ahmed Bey machte eine unwillige Handbewegung.

Bubenberg verdroß es, daß er Marcella unterbrach. Sie spürte keinen Aerger, nicht den Grund.

"Mögen Sie meine Geschichte nicht?"

Bubenberg war auf einmal heiser. Er mußte ein paarmal ansetzen. Ahmed fluchte über den feuchten Hafenwind und drängte zum Aufbruch.

Marcella fügte sich sofort.

Dies, ganz besonders dies reizte Bubenberg. Es war ihm schon ein paarmal aufgefallen, daß sie diesen Kerl, den er für einen Hochstapler hielt oder Gott weiß was, scheu von der Seite anschaute. "Ihm eine in die Fresse!" klang es in Bubenberg. Er schluckte die Heiserkeit hinunter, die bei ihm stets mit den Nerven zusammenhing, und sagte:

"Ich habe heute, gleich am ersten Tag, den Orient von drei Seiten gesehen: die Fäulnis, das Wunder und die komische Groteske. Die Fäulnis repräsentierte der Effendi in seinem Pariser Gebrock, der mich an der Bahn abholte. Die beiden anderen Seiten erlebte ich mit Ihnen beiden. Sie, Komtesse, Sie ließen mich einen Blick in das Geheimnis tun. Sie zeigten mir die Hunde Dschingis Khans, nach denen ich suche. Ich bin Ihnen in Dankbarkeit verbunden, und wäre es nur für diesen einen Satz."

Ob er versteht, wie ich ihn treffen will? überlegte sich Bubenberg in diesem Augenblick, bevor er Ahmed kommentieren wollte, daß seine Uniform und sein Getue so grotesk sei, wie man es sich nur hier leisten könne. Aber Ahmed war viel klüger als der Schweizer damals meinte. Außerdem gefährlicher. "Herr Baron", sagte er, "vergessen Sie einen Zug nicht: die Grausamkeit! Sie werden ohne diese Komponente unsere Geschichte nicht verstehen. Und auch, was für Sie vielleicht wichtiger ist, unsere Gegenwart nicht. Merkwürdig oft verbindet sich hier das Groteske mit dem Grausamen. Da, wo Sie im glücklichen Westen oberflächlich lachen, wissen wir oft keinen anderen Ausweg als Brutalität. Die Dinge sind hier so alt und so tief, daß sie keine Tränen und kein Lachen mehr wecken. Solange Sie nur zuschauen, ist es belanglos. Hüten Sie sich vor dem Zusammenstoß!"

In Bubenberg stieg zum erstenmal ein Verdacht auf, den er bisher wirklich noch nicht gehabt hatte: Wer hat mir diesen Kerl auf den Hals gehebt?

Er lenkte ein. Aber der Raki schmeckte nicht mehr so richtig. Auch Marcella war unruhig und müde geworden.

Schweigsam kletterten sie auf dem widerlichen Pfad zurück. Bei jedem Schritt mußten sie darauf achten, nicht über ein Nest mit eben geworfenen jungen Hunden zu stolpern, oder gar über eines der überfahrenen, aber nicht ganz getöteten Tiere, das dann wie eine Raupe durch die nächtlichen Straßen kroch.

Als sie wieder unter Laternenlicht kamen und das schwarze Bierdeck des Hotels vor ihnen auftauchte, verabschiedete sich Ahmed. Er wohnte nicht im Hotel.

Die eisernen Läden des Hauses waren schon fest geschlossen. Durch eine Schießkarte flogen ab und zu in hohem Bogen Brotstücke auf die Straße, um die sich eine Hundemeute raufte. Dann erschien das vertrauenerweckende Gesicht des Hotelfawafsen. Er überzeugte sich, ob das mit seinen Sünden durchtränkte Brot auch restlos vertilgt wurde. Er hatte es zu diesem Zweck tüchtig in Fett eingetunkt. Vielleicht auch, weil seine Sünden an diesem Tag besonders saftig gewesen waren.

Bubenberg rief ihn an. Er entscherte die wie bei einer Belagerung zugerammelte Tür. In dieser zweifelhaften Nacht bot er ein beruhigendes Bild. Sein Gang war zwar leise, aber sicher, zuverlässig. Er trug einen martialischen Schnurrbart, aber nur, um die Güte seiner freundlichen Augen auszugleichen. Außerdem war er fröhlich und bunt gekleidet. Er hatte eine gestickte, offene Weste an, dann ein breites, buntes Gürteltuch, enge, mit Bienen besetzte Hosen und ein schneeweißes Hemd.

Der Kawaschi bediente auch den nächtlichen Fahrstuhl. Bubenbergs wohnte eine Treppe tiefer als Marcella. Er verabschiedete sich und stieg an seinem Stockwerk aus. Marcella drohte ihm scherzhaft: „Träumen Sie mir nicht zuviel von meinen Hunden!“ Dann schnellte der Fahrstuhl mit ihr in die Höhe. „Meinen Hunden...“ klang in seinem Ohr. Ihren Hunden! Warum so rasch — diese Gütergemeinschaft?

* * *

Das Scherzwort von der Gütergemeinschaft half ihm zwar zu einem fröhlichen Lachen, als er in sein Zimmer trat, und nahm dem Bild Marcellas diesmal noch Nähe und Schwere. Aber von den Schrecken der Nacht schützte es ihn nicht. Die Asplawine wälzte sich über ihn, belastet mit den neuen Erlebnissen. Als sich Bubenberg endlich vom ersten Anfall freigemacht hatte und wieder ganz wach und bei sich war, nahm er sich vor, den Rest der Nacht schlaflos zu bleiben.

Er wartete, bis der Mond seinen Bogen über den Himmel beschrieben hatte, und mit seinem Absinken in den aufziehenden Tag endlich das Geheul der Hunde verstummte. Das Zwielicht, mit dem in seiner Heimat der Gesang der Vögel beginnt, brachte hier eine vollkommene Stille. Er streckte sich nun doch aus und schlief schnell und fest ein. Als er nach einer Viertelstunde erwachte, die ihn wie ein siebenstündiger Schlaf erquidete, lag wieder ein Laut in der Luft, vielstimmig im Entstehen, aber für die Entfernung einheitlich. Es war ein guter Laut, zum Leben ladend, langgedehnte Rufe. Die Straßenhändler, zu allererst die Melonenverkäufer, begannen ihr Tagwerk.

Bubenberg war sich bewußt, ein Amt übernommen zu haben. Er wollte nicht träge sein, stand sofort auf und trat auf den Balkon. Unter ihm dehnte sich das Goldene Horn. Der Wasserspiegel war noch von der Nacht her mit einer leichten Nebelschicht bedeckt, angehauchtes Glas. Das erste Morgenlicht spielte in den goldenen Halbmonden der Moscheen. Wie Berggipfel ragten deren Kuppeln über das Häusermeer, das der Nebel noch überflutete. Eine Spitze nach der anderen kam aus der nächtlichen Geborgenheit hervor. Nur die Häuser mit den schlafenden Menschen waren noch sanft zugedeckt.

Das steigende Sonnenlicht begann die grauen Nebelschwaden zu tönen. Sie gerieten in Bewegung, sammelten sich um die Moscheenkuppeln, so daß bald die eine, bald die andere klar sichtbar wurde, und dann wieder im Nebelschleier verschwand.

Unter dem Gewicht der wachsenden Sonne versanken die Nebelschwaden wieder im Meer. Nach einer Stunde war die Luft völlig klar. Bubenberg unterschied ganz hinten über Stambul die Zinnen der großen Mauer des Theodosius. Dort lagen auch die Zypressenhaine über den Grabfeldern von Ejub. Ob dort auch die Hunde in den Gräbern nächtigten?

Bubenberg dachte an den letzten Abend, ein Schauer durchfröstelte ihn, aber er wehrte sich. Er wollte hier arbeiten, nicht Hysterien verfallen.

Er brachte Ordnung in sein Gepäck, eine pedantische Arbeit, die ihm wohl tat. Er konnte schließlich nicht in der frühesten Morgenstunde das Ministerium aufsuchen.

Als er gefrühstückt hatte und in die Hotelhalle hinunterging, begrüßte ihn der Nazir, der von Djavid für ihn angeworben war, mit einer Selbstverständlichkeit, als ob er ihn bestellt habe. Der Nazir beglückwünschte den Effendi ob seines vorzüglichen Aussehens und des glücklichen Schlafes, der ihm noch aus den Augen tropfte, und fragte, ob er nun den Effendi in sein neues Haus hinüberführen dürfe.

Bubenberg war zunächst gerührt, dann ärgerte ihn die Hartnäckigkeit und der Eingriff in seinen freien Willen. Warum wollte ihn Djavid in ein Privathaus zwingen und aus dem Hotel treiben? Er sagte dem Nazir, daß er nicht zu seinem Vergnügen hierher gekommen sei, sondern daß er den Tag über im Ministerium zu arbeiten habe.

Trotz aller Selbstbeherrschung erschrak der Nazir offen über diesen kühnen Satz.

Dieser Schreck war aber nur ein geringer Bruchteil der Ueberraschung und des Entsetzens, das sich auf den Gesichtern der Ministerialräte spiegelte, in deren Ruhe der neue Effendi dann einbrach. Die schwarzen Säcke mit dem roten Fetz auf dem Kopfe gerieten in ganz gefährliches Schwanken. Die Sonnenblumenferne, an denen sie behaglich lauten, fielen ihnen heraus oder gerieten ihnen in die Kehle, so daß sie verzweifelt husten mußten.

Man begriff im hohen Amte einfach nicht, was er nun hier schon wieder wollte. Durch den Empfang bei dem Minister war er doch nach außen gegenüber den europäischen Geschäftsmachern legitimiert. Er hatte es in der Hand, mit diesen Herren seine Provisionen auszuhandeln. Was wollte er nun noch hier?

Bis zu dem Minister vorzudringen, war unmöglich. Nicht einmal der Unterstaatssekretär war zu sprechen. Es war keine Stelle da, der gegenüber er zum Ausdruck zu bringen vermöchte, daß er von elektrischen Straßenbahnen nichts verstehe, daß man zunächst einmal die Kraftquellen, die nötig waren, zu untersuchen habe, daß er diese und nur diese Funktion übernehmen wolle. Man müsse ihm ein Büro einrichten, Hilfsbeamte geben, gute Karten, nach denen er die geologischen Möglichkeiten feststellen könnte.

Nachdem er in den verschiedenen Zimmerfluchten immer wieder dasselbe anzubringen versucht hatte, gewöhnte man sich daran, wenn er hereinkam, entweder zu frühstücken, oder wenn er wütend wurde, zu beten.

Ein paar Stunden später verließ er vollkommen erschöpft das Ministerium. Die einzige Erregung, deren er noch fähig blieb, war ein großer Zorn auf Djavid. Wozu hatte man ihn hierher gelockt?

Als er ein paar Schritte gegangen war, sah er vor sich über hohen grünen Platanen mächtige Kuppeln, mehrere übereinander getürmt, riesenhaft und in ihren Zusammenhängen zunächst unbegreiflich wie ein Gebirge: die Aja Sophia.

Vor der Moschee lag ein umgitterter Garten mit einem kleinen Kaffee, überdacht von einem einzigen Weinstock, der wie ein grüner Baldachin unter dem Himmel hing. Das gute Grün war eine Oase in der Wüste weiter Plätze, auf denen die Glut des Julitages stand. Die Steine brannten wie in einem Backofen. Ein paar aufgeschreckte Hunde tappten über den heißen Boden, hoben die Pfoten wie Tanzbären und ließen kraftlos ihre durstige Zunge herunterhängen.

Bubenberg setzte sich auf einem Schemel nieder. Der Kawaschi stellte eine grüne Topfpflanze vor ihn auf den Tisch. Ein frischer Geruch schlüpfte durch die Nase in den Gaumen. Bubenberg strich mit der flachen Hand über die kurzen Blätter, dann roch er daran: Pfefferminz. Er badete das Gesicht in dem kühlen Busch. Endlich konnte er die Augen wieder weit aufmachen; vom dauernden Blinkeln gegen die Ueberhelle waren sie schon müde und verkrampft.

Der Kaffee kam. In kleiner, henkelloser Tasse. Sanftes Schnurren erkönte unter ihm; behutsam rieb sich ein zartes Fell an seinem Bein. Hier in den Vorbezirk des Heiligtums durften keine Hunde. Das selige Kagenreich begann.

Bubenberg hielt ihr seine Fingerspitzen hin; sie rieb jetzt daran, benutzte sie als Kamm, ließ ihn die Seidenglätte ihrer Haare fühlen und wippte dabei mit zugekniffenen Augen hin und her. Er dachte an seine Kagen zu Hause in Muri. Auf einmal wurde er sich bewußt, daß er unglücklich war.

Er schaute wider die mächtige Tempelwand der Aja. Rot und gelb gestreift stieg sie in wagrechten Schichten vor ihm auf. Selbst wenn er sich weit vorbeugte, konnte er die hohe Kuppel nicht unter den äußersten Rand der Weinblattdecke bringen. Fast senkrecht über seinem zurückgeneigten Kopf war eine Lücke im Blattwerk. Durch diese konnte er die Spitze des höchsten Minarets im glühenden Metall des Sommerhimmels zer-schmelzen sehen.

Aber der Begriff Höhe rührte ihn jetzt nicht an, denn nichts war groß genug, um das Unglücksgefühl zu messen und auszubrüden, das auf ihm lastete.

Fortsetzung folgt.